Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 52 — Marburg i. H., den 27. Dezember — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Cor charitate divina sagittatum. Gedicht — Ewigkeit — Etwas vom Religionskongreß in Paris — Kirche und politische Ethik — „Sprechsaal" — „Und kein Dank dazu haben" — Selbstanzeigen: Theologischer Jahresbericht 1899 (Krüger); Das Buch Daniel (Marti); Das Wesen der religiösen Erfahrung (Heine); Erinnerung an Clara Curtius (Charlotte Broicher) — Verschiedenes: Arbeiten und nicht verzweifeln; Schiller in seinen Dramen (Weitbrecht); Diesseits von Weimar (Weitbrecht); Goethes Tasso (Kuno Fischer); Eine Haeckelbiographie (Bölsche); Der Kampf um die Welträtsel (Schmidt); Kant contra Haeckel (Adickes); Grobe Unverschämtheit; Allerlei zum Jahresschluß — Anzeigen (siehe Register)

„Cor charitate divina sagittatum"*)

Wenn du erkennetest die Gabe Gottes — du bätest Ihn und Er gäbe dir lebendiges Wasser. Joh. 4, 10

Weine nur — es will die Thräne
Botin neuen Lebens sein,
Leise klirrt vom Pfeil die Sehne —
Du erfährst die selge Pein.

Ahnst dus, daß zu deinem Heile
Feucht das Auge sich umflort?
Tief ist ja das Herz vom Pfeile
Seiner Gnade schon durchbohrt.

Weine nur, — und laß die Hände
Falten sich in süßer Scham,
Weil die Zeit der Sonnenwende
Auch für deine Seele kam.

Er, der deiner Augen Bronnen
Mit lebendgem Wasser füllt,
Ist der Geber jener Wonnen,
Deren Strom nun ewig quillt.

Deines Lebens dunkle Pfade
Lichten sich von aller Schuld,
Unermeßlich ist die Gnade,
Unergründlich ist die Huld,

Zeiten seliger Erhebung
Brechen für die Seele an,
Da aus Quellen der Vergebung
Nun lebendges Wasser rann.

Magst du wie zu träumen wähnen
Trunken noch vom jungen Wein:
Weine nur — es sollen Thränen
Boten neuen Lebens sein.

Carl Hunnius

Ewigkeit

O Sonn', o ihr Berge drüben,
O Feld und o grüner Wald,
Wie seid ihr so jung geblieben —

Der Naturforscher lächelt über die Naivität des Dichters. Die Erde jung! Alt ist sie und müde zum Sterben. Ihr Pol trägt den Schnee des Alters, dichter und dichter umhüllen die weißen Locken ihr die Schultern. Ein Rest des Jugendfeuers glimmt noch in der Tiefe, aber darüber lagert Asche und Schlacken. Zuweilen erbebt die Erde konvulsivisch wie im Traum, es ist der Schmerz um die entschwundene Jugend, aber nur auf Augenblicke wird die Lethargie gebrochen. Eine kraftlose Greisin wird sie im Lauf der Zeiten, fröstelnd im kalten Weltenraum, Wärme heischend von der Mutter Sonne wie ein frierendes Kind. Diese Thäler, die ich durchwandre, sind Nichts als die Furchen des Alters auf ihrem Antlitz, diese Gebirgsketten Nichts als die Falten ihres welken Leibes! Und Feld und Wald und ihre grünende, blühende Pracht nur ein letztes, erlöschendes Fünklein einstiger machtvoller Lebensbethätigung, das milde Lächeln des Alters, dem der Tag zur Rüste geht. Wohl kann dies Lächeln auch ein altgewordenes Gesicht wunderbar verklären, doch es ist nicht mehr Leben, sondern Vorahnung des Todes.

Einst war die Erde jung. Aus dem feurigen Schoß ihrer Mutter, der Sonne, rang sie sich los, ein Ring von glühendem Staub; wie ein strahlendes Diadem sie umschwebend, das Kind die Krone der Mutter. Das Diadem zerriß, der Staub ballte sich zusammen, die Erde begann ihren Lauf, als ein wogendes Feuermeer unermeßlicher Glut, von Stürmen durchwühlt, deren Gewalt ihre Massen hundert Meilen hoch gen Himmel schleuderte, eine brüllende, rasende Hölle, wie sie der Riesengeist eines Dante nie geträumt. Vor ihren Schrecken möchte die Phantasie entsetzt enteilen, und bleibt gebannt vor ihrer Schönheit stehen. Sieh in dem überwältigenden Glanz des brennenden Wasserstoffs, der sie wie ein Hochzeitskleid umhüllt, den dunklen Flecken! Da schießt schon eine rote Feuergarbe himmelhoch empor und eine Flut von Metalldämpfen folgt ihr, gelb, grün, blau, violett, riesige Farbenfontänen, es ist ein Chaos bunten Lichts, wo eine Farbe die andre verschlingt, sie mischen sich hier, sie trennen sich da, Licht und Glut flutet und ebbt durch einander. Endlich beruhigt sich langsam der Zorn, die Spannung im Innern hat nachgelassen, die Metalldämpfe sinken wieder in die Tiefe zurück — bis zum neuen Ausbruch. So war die Erde, als sie in der ersten Jugendblüte ihr Kind, den Mond, gebar.

Und Millionen Jahre verstrichen, und jedes fächelte aus dem ewigen Nichts des Weltenraums mit seiner Eiseskälte ihrer heißen Brust Kühlung zu, und sie ward ruhiger. Als ein Feuerball rauschte sie ihre Bahn weiter; aber sie hatte sich begrenzen lernen, die rasenden Zornesausbrüche waren seltner und nicht mehr so heftig, ihr ganzes Wesen hatte feste Form und Gestalt gewonnen. Das war die Erde als ein glühend flüssiger Körper. Noch war sie jung und leuchtete weit in die dunkle Welt hinaus, aber es war nicht mehr die erste Jugend, nur noch die Nachblüte des gereiften Weibes.

Und wieder vergingen Jahrmillionen, da war das Feuer ausgebrannt und der Glanz der Jugend erloschen und die schwarzen Schlacken zurückgeblieben, die ihr schönes Angesicht mit häßlichen Runzeln bedeckten. Da hüllte sich die Erde vom Haupt bis zu den Füßen in einen dichten Wolkenschleier, damit Niemand ihre Schmach sähe, daß sie, die einst leuchtete wie die Sonne, nun dunkel ihre Straße ziehen müsse. Und sie weinte, wie nur ein Weib weinen kann, das den Himmel zum Vater

*) „Das vom Pfeil der göttlichen Liebe durchbohrte Herz."

und die Sonne zur Mutter hat, und ihre Thränen wurden zu Ozeanen, und so heiß war die Glut des Schmerzes, auf die sie fielen, daß sie immer von neuem rauchend aufstiegen, bis sie endlich Linderung und Kühlung zu bringen vermochten. Und die Erde vergaß den Thränen diesen Dienst nicht und sammelte sie dankbar, und wir nennen sie heute das Meer.

Und wieder vergingen Jahrmillionen, da hatte sich die Erde in ihr Los gefunden. Anstatt in Lust und stolzer Pracht ihre Bahn zu wandern, ward sie die freundliche Spenderin des Lebens, die Ernährerin unzähliger Geschöpfe Gottes. Und sie freute sich lächelnd, wenn die gewaltigen Saurier der Vorzeit ihre plumpen Spiele aufführten, und schmückte sich von neuem mit einem grünen Kleide, das nicht so glänzend war, wie der Strahlenmantel, den sie in ihrer Jugend trug, aber doch ihre Blöße bedeckte. In ruhigen Atemzügen hob und senkte sich jetzt ihre Brust; Jahrtausende war ein Ausatmen, Jahrzehntausende ein Atemholen, mit jenem sanken Länder ins Meer, mit diesem stiegen Gebirge aus dem Wasser empor. Sie sah, wie von unsichtbarer Hand aus ihren eignen Stoffen Leben gebildet ward, und sah es wieder zu Erde werden. Sie sah die Arten kommen und erlöschen, sah wie im unaufhörlichen Kampf ums Dasein das Schlechte ausgerottet und das Vollkommne weiter vervollkommnet ward, und sinnend barg sie von jeder Lebensform etliche Vertreter in ihrem Schoß, auf daß sie, in Stein aufbewahrt, dauerten.

Und wieder vergingen Jahrmillionen, und langsam nahmen ihre Kräfte ab, bis der Mensch das große Schöpferwort hören konnte: „Erfüllet die Erde, und macht sie euch unterthan.“ Sie hatte einen Herrn erhalten, die flammensprühende Riesin von früher, und mußte sein Joch tragen, denn sie war alt geworden.

Und wenn wieder Jahrmillionen vergangen sein werden, dann liegt sie da in starrem Tod. Eis sind dann die Ozeane vom Grund bis zur Oberfläche, Eisströme füllen die Thäler aus, auch das, welches ich durchwandre, ein Eismantel deckt die Berge, auch den, der mir vor einer halben Stunde wie ein Abbild der Ewigkeit erschien. Eis überall, wo heute die Palmen rauschen, wo Orchideen wie festgewachsene Prachtfalter im Laube hängen und farbenglühende Schmetterlinge wie losgerissene Prachtblüten durch die Luft gaukeln. Sie wird auch dann noch schön sein, wundersam schön, in ihrem weißen Sterbekleid, das die mattroten Strahlen der sterbenden Sonne goldig umsäumen: aber es ist die bleiche, kalte Erhabenheit des Todes, vor der uns ein Beben ankommt.

Was einst so stark und herrlich gewesen, kann nicht ein Raub der Verwesung werden. Sie mag noch Jahrmillionen schlummern: Schneewittchen im krystallnen Sarg. Und wenn einst das Ende kommt — vielleicht, denn wir wissen es nicht, ein Zusammenprallen mit einem Gestirn, ein Auseinanderkrachen des Sonnensystems, das für die Ewigkeit gefügt schien, von der Berührung mit einer mächtigeren Sonne, dann löst sich ihre Materie aus den Banden, in welche die Zeit sie geschlagen, und sie wird wieder zu dem Feuerstaub der Elemente, wie sie zu Anfang gewesen. Dann mag sie vielleicht auferstehn zu einem neuen Leben, an einem neuen Ort, in einer neuen Zeit. Aber es wird auch dann eine neue Zeit sein, nicht die Ewigkeit.

„O Ewigkeit, du machst mir bang; o ewig, ewig! ist zu lang.“ Ich war unten im Thale angelangt und hörte aus der Schmiede die Hämmer auf den Ambos niedersausen. Ich sah die Funken sprühen und das Eisen in der Zange unter der Wucht der Schläge erbeben, und ich begriff: Wenn Gottes Erziehung auf die Ewigkeit ausgeht, so muß er des Menschen Charakter sehr fest schmieden — und dazu bedarf es harter Hammerschläge.

Wilhelm Romberg

Etwas vom Kongreß für Religionsgeschichte in Paris

Was hier mitgeteilt wird, kann selbstverständlich keine Rechenschaft über die wissenschaftlichen Arbeiten und Ergebnisse des Kongresses enthalten; eine solche kann nur gegeben werden, wenn die Vorträge und Verhandlungen vorliegen; auch kann ich als Mitglied einer einzelnen Abteilung, die ich nicht verließ, natürlich Nichts wissen von dem Inhalt der in den übrigen Abteilungen gehaltenen Vorträge. Ich muß mich begnügen, Einiges über den äußern Verlauf des Kongresses mitzuteilen, auf einen oder den andern interessanten Zug hinzuweisen und auch recht persönliche Eindrücke zu schildern.

Sonntag den 2. September fand sich ein großer Teil der Kongreßmitglieder im Hôtel des sociétés savantes zusammen; aber die Versammlung war doch derart, daß kein rechter Eindruck von der Zusammensetzung des Kongresses gewonnen werden konnte; man hörte mit Bedauern, daß mehrere wissenschaftliche Größen, z. B. der inzwischen verstorbene Max Müller in Oxford, die beiden Leidener Professoren Chantepie de la Saussaye und C. P. Tiele, obwohl eingeladen und angemeldet, nicht kommen könnten; auch sonst wurde von deutschen und englischen Gelehrten nur geringer Besuch erwartet.

Eine bessere Uebersicht gewann man am andern Morgen bei der séance d'ouverture im Palais des Congrès (auf dem Gebiete der Ausstellung). Von hervorragenden Mitgliedern nennen wir den alten, ehrwürdigen Professor am Collège de France Albert Reville, der durch Zuruf zum Vorsitzenden erwählt wurde. Zwar hielt dieser hochgelehrte und scharfsinnige Greis nicht selbst einen Vortrag, doch nahm er als Mitglied der Abteilung für das Christentum, der auch meine Wenigkeit angehörte, an den Verhandlungen lebhaften Anteil, indem er immer zuerst eine vielleicht etwas zu wortreiche, aber jedenfalls klar orientierende Uebersicht über den Gegenstand gab, dann einige beurteilende Bemerkungen hinzufügte und darauf mit seiner eignen Auffassung schloß. Dann nenne ich Auguste Sabatier, den Liebling aller protestantisch-gläubigen Gelehrten in Frankreich. Natürlich ist er bei den älteren hervorragenden Theologen Deutschlands wohl bekannt, möchte er es auch bei dem jüngeren Geschlecht werden. Ich versage mir, hier einen Bericht über sein mit Recht gefeiertes Werk Esquisse d'une Philosophie de la Religion zu geben; aber vielleicht macht folgender kleine Vorgang auf dem Religionskongreß zu Stockholm 1897 den jüngeren Theologen Lust, sich näher mit ihm bekannt zu machen. Als er dort seinen vortrefflichen, wahrhaft freisinnigen Vortrag*) über „die Religion und die moderne Kultur“ gehalten hatte, erhob sich — ein sonst einzig dastehender Vorgang — der auf Grund der älteren Dogmatik fein gebildete Bischof K. H. Gez. von Schéele und sprach zu ihm vor dem ganzen Kongreß, der sich gleichfalls erhoben hatte, auf Französisch: Es ist mir eine Ehre, Ihnen, mein Herr, den ehrerbietigen, tief gefühlten Dank auszusprechen für Ihr Wohlwollen, daß Sie die Beschwerden dieser langen Reise auf sich genommen haben, und für den ausgezeichneten Vortrag, den wir nie vergessen werden; ja, wir werden nicht nur Ihren Vortrag, sondern auch Sie selbst, Auguste Sabatier, in herzlicher Erinnerung bewahren. Leider mußte Sabatier damals rasch abreisen, so daß er nicht an dem schönen Fest im herrlichen Salzseebade bei Stockholm teilnehmen konnte. Wie sehr man ihn vermißte, brachte der Präsident in seiner deutschen Rede an die ausländischen Teilnehmer des Kongresses so zum Ausdruck: Dieser Sabbathstag des Kongresses, von uns leider ohne seinen Sabatier gefeiert, der sonst gewiß ebensowohl wie früher während unserer Arbeitstage der ideelle Ruhepunkt gewesen wäre . . . — ein Ausdruck, der weit mehr als ein geistvolles Wortspiel enthält; denn trotz des vielen Neuen, das seine Arbeit enthält, und trotz des oft kräftig radikalen Grundzuges gegen die ältere Dogmatik und Religionsphilosophie, hinterläßt doch das Studium seiner Arbeiten eine geradezu ideale Ruhe, was ich mir daraus erkläre, daß man beständig Sache und Person in einem Guß wohlthuend vor sich sieht. Möchten die jungen Theologen in unsrer gährenden Zeit Freude finden gerade an solcher geistigen Ruhe, auf die der aufgenommene Gährungsstoff in ernster Gedankenarbeit sie hindrängt und die sie bei Sabatier finden. Auch in Paris hatte man in seinem klaren und faßlichen Vortrag über

*) Deutsche Uebersetzung von Baur. Freiburg, Mohr 1898.

„die Bibelkritik und die Wissenschaft der Religionsgeschichte" einen ideellen Ruhepunkt.

Wenn ich nun noch besonders den Professor bei der protestantisch-theologischen Fakultät in Paris Bonet-Maury nenne, so geschieht dies nicht allein, weil er den deutsch gehaltenen originellen und geistvollen Vortrag des warmherzigen Professors und Rabbi G. Klein „über den Einfluß des Essenismus auf das erste Christentum" entsprechend wiedergab, sondern auch in Anerkennung seiner persönlichen Frömmigkeit und wissenschaftlichen Zuverlässigkeit, die sich in seiner ganzen Erscheinung ausprägten. Sein Name giebt mir auch Veranlassung zu einer mir wichtig scheinenden Bemerkung über den Kongreß selbst.

Auf dem Religionskongreß in Stockholm — den ich bei aller Anerkennung und Dankbarkeit für den Pariser (soweit ich bis jetzt die Arbeit des letzteren kenne) unbedingt höher stelle an theologischem Wert — gab Bonet-Maury eine Darlegung des Planes für einen Congrès religieux universel in Paris 1900 und äußerte in seinem Vortrage: während das Religionsparlament zu Chicago 1893 darauf zielte, Bekenner von verschiedenen Religionen zusammenzuführen, und der Stockholmer Kongreß eine Begegnung von Männern der Religionswissenschaft beabsichtigte, sei der Plan für den Pariser der, ‚hommes religieux' zu versammeln, die gewisse religionspsychologische Fragen (z. B. „die Religionsfreiheit", „die religiöse Brüderlichkeit aller Menschen") behandeln sollten; und groß war damals die Begeisterung, als der ehrwürdige Professor seine Einladung zum Pariser Kongreß auf Schwedisch so aussprach: „Gustav Adolfs Blut wird nicht vergebens vergossen sein, wenn einmal Friede und Freiheit in Sachen der Religion in Europa herrschen werden."

Aber aus dem Pariser Kongreß wurde etwas ganz Anderes; er wurde nach seinem Programm ausschließlich ein solcher für die Wissenschaft der Religionsgeschichte. Soweit ich mir eine Ansicht darüber habe bilden können, ist der Wunsch nach einem völligen Anschluß auch von Seiten der katholischen Kirche ein wesentlicher Grund für die vorgenommene Aenderung gewesen, indem man (ob mit Recht, ist sehr zu bezweifeln) meinte, daß das Gebiet der Religionsgeschichte als eine neutrale Stelle für gemeinsame wissenschaftliche Verhandlungen angesehen werden müsse. Es wurde bald offenbar, daß man sich verrechnet hatte. Die katholische Priesterschaft hielt sich fern. Ich entdeckte nur einen einzigen, den Herausgeber der Annales de philosophie chrétienne, Abbé Ch. Dénis, welcher in einem Vortrag den streng religionsgeschichtlichen Rahmen durchbrach. Es konnte daher nahe liegen, den Rahmen für einen künftigen Kongreß lieber zu erweitern, sowohl mit Rücksicht auf den ursprünglichen Plan, als weil der vermeintliche Grund für die Aenderung desselben sich als nicht stichhaltig erwiesen hatte. Aber als Dr. Samuel Fries aus Stockholm, der einen echt wissenschaftlichen Vortrag über „Jesu Auffassung der Auferstehung von den Toten" gehalten hatte, einen Vorschlag zu einer eventuellen Eingliederung der Religionsphilosophie vorlegte, wurde er ziemlich scharf zurückgewiesen, sei es, weil die Franzosen mit wenig Ausnahmen (Pascal, Sabatier) keine Begabung für Religionsphilosophie besitzen, oder weil man auch in seiner noch frischen Freude über Jean Revilles kurz zuvor mit echt französischer Beredsamkeit über die „derzeitige Stellung der Religionsgeschichte in Europa und Amerika" gehaltenen Vortrag nicht gestört sein wollte.

Die Kürze und Härte, mit welcher man in einem Augenblick entschied, daß man auch für die Zukunft den rein historischen Rahmen beibehalten wolle, machte einen sehr peinlichen Eindruck und dieser Rahmen selbst war ja so fern wie möglich von dem Geist des ursprünglich in Stockholm dargelegten Planes.

Soll ich noch mehr mitteilen? Etwa, daß man bei den Zusammenkünften auf den alten Pater Hyacinthe traf, dessen Lebensgeschichte ein lebendiges Interesse für die Religionsgeschichte geweckt hat und wecken wird? Oder, daß der Kongreß eines Nachmittags auf eine Einladung sich in dem sehr merkwürdigen Musée Guimet zusammenfand, dieser großartigen, wissenschaftlich geordneten Sammlung der wunderbarsten Gegenstände aus der ganzen Welt, die jemals der Gottesverehrung dienten, ohne Zweifel eine Goldgrube für das Studium der Religionsgeschichte? Oder daß man sich schließlich zu einem lebhaften Abschiedsmahl im Restaurant des Eiffelturms vereinigte?

Zwei Bemerkungen seien noch angefügt:

Es war, soweit ich es verstanden habe, die Meinung Aller, daß derartige Kongresse künftig nicht in den großen Weltstädten gehalten werden dürfen, und besonders nicht im Zusammenhang mit Ausstellungen. Religiöse Gemeinschaft und ruhige wissenschaftliche Verhandlungen gedeihen nicht unter derartigen Auspizien.

Und — last but not least — die größeste wahrhafte Ausbeute dürfte Alles in Allem die Freude und der Gewinn sein von den persönlichen Bekanntschaften, die gemacht werden. Aber auch diese können unter den Störungen durch eine Weltausstellung nicht so gepflegt werden, wie sie es sonst könnten und sollten.

Olaf Peter Monrad

Kirche und politische Ethik

Es sei mir gestattet, noch mit einigen Worten auf die freundlichen Bemerkungen zu antworten, die der Herr Herausgeber auf meinen Artikel zur Missionsfrage hat folgen lassen.*) Ich wollte in jenem Artikel keineswegs gegen die Fortsetzung der Missionen auftreten und gebe Herrn Pfarrer Rade darin völlig Recht, daß die Expansion des religiösen Wirkens auf einem soziologischen Gesetz des religiösen Gemeinschaftslebens beruht. Meine Absicht ging vielmehr nur dahin, hervorzuheben, daß diese Mission keine tiefere Wirkung haben kann, so lange die europäischen Nationen in ihrer politischen Aktion sich von den Geboten derselben Religion emanzipieren, die sie durch ihre Glaubensboten verkündigen lassen. Durch solche Kontrastwirkungen wird das Evangelium doch offiziell dementiert, während gerade das Beispiel einer gerechten und großmütigen Politik eindrucksvoller für Christus zeugen würde, als alle Missionen zusammen. Ich verwerfe also nicht die Mission, sondern sage nur, daß die Kirche sie decken muß, indem sie im Mutterlande den Kampf aufnimmt gegen die Loslösung der Politik vom Geiste Christi.

Da scheint nun der verehrte Herausgeber nicht recht mit zu wollen. Seine Einwände bewegen sich einmal auf rein soziologischem Boden, indem er in der Natur und Aufgabe des Staates gewisse Momente findet, die seine teilweise Emanzipation von der Moral bedingen — zweitens stellt er die Berechtigung in Frage, vom Christentum eine Parteinahme gegen die Machtpolitik zu verlangen. Ich wende mich zuerst zum ersten Punkte.

Mir scheint zunächst, daß die Staatsauffassung des Herrn Herausgebers eine unhaltbar abstrakte ist. Gewiß hat er Recht, den einfachen Vergleich des Staates mit dem Individuum abzulehnen — denn dieser Vergleich abstrahiert eben auch von gewissen wesentlichen Merkmalen, welche die soziale Organisation von der biologischen Einheit unterscheiden. Aber er vergißt wiederum, daß es doch die konkreten Individuen sind, aus deren Wollen die Aktion des Staates hervorgeht und deren inneres Leben sehr konkret ergriffen wird von dem Geiste der staatlichen Funktionen, deren Auftraggeber oder Vollstrecker sie sind und denen sie ihre Sanktion verleihen — und das um so mehr, je umfassender die staatliche Aktion demokratisch kontrolliert und inspiriert wird. Die Thaten des Staates sind daher im letzten Grunde durchaus Thaten von konkreten Individuen, und wem die Erlösung des Individuums von der Tierheit am Herzen liegt, der muß sich doch sehr intensiv darum kümmern, daß sich in der Seele dieses Individuums nicht Entscheidungen und Kompromisse vollziehen, die allen brutalen Instinkten neue Nahrung geben. Ich frage den Herausgeber: Eine wie große Zahl von Menschen ist eigentlich nötig, damit Unrecht zum Recht wird und

*) Gemeint ist mein Artikel in Nr. 33: Zur Frage nach der Sittlichkeit der Staaten und staatlicher Handlungen. Gern hätte ich auch obigen Artikel wieder beantwortet. Aus diesem Grunde zögerte ich seine Veröffentlichung so lange hin. Ich finde auch jetzt nicht die Zeit dazu und möchte den Herrn Verfasser nicht bis ins neue Jahr warten lassen. Dem Inhalt seiner Ausführungen stehe ich durchaus sympathisch gegenüber. D H

der rücksichtslose Egoismus eine soziale Funktion bekommt? Wie groß muß die Meute sein, die auf Raub und Vergewaltigung ausgeht, damit der einzelne Mitläufer ein Christ bleiben kann? Wie ist es psychologisch denkbar, daß ein Mensch vom Egoismus erlöst werde, wenn man allem Uebermut und aller Selbstsucht, aller Falschheit und Rachelust freie Bahn giebt, sobald der Einzelne in der kollektiven Aktion untertaucht? Erhalten nicht alle gemeinen Instinkte eine neue Glorie, wenn ihnen eine soziale Mission anvertraut wird — statt daß man sich ein für allemal klar macht, daß mit auflösenden Kräften auch im Völkerleben nur Scheinsicherung und Scheinerfolg erzielt wird? Hat nicht die Dreyfus-Affaire deutlich genug gezeigt, daß es unmöglich ist, ein besonderes Staatsgewissen neben dem individuellen Gewissen zu kultivieren, ohne daß eben dadurch die ganze sittliche Existenz der Individuen zersetzt wird? Natürlich am stärksten in den Reihen der Verantwortlichen, die am tiefsten in diesem Zwiespalt stehen — aber man glaube nur nicht, daß diejenigen Volksgenossen, welche in ihren politischen Anschauungen jenseits von Gut und Böse stehen, damit keinen Schaden an ihrer Seele leiden. Ueberhaupt: die äußere Politik ist zugleich innere Politik, d. h. die Rückwirkung der nach außen anerkannten Grundsätze auf die Volksseele ist einer der tiefwirkendsten Faktoren in der inneren Politik. Nach dem spanisch-amerikanischen Kriege spielten die Kinder in den Straßen New-Yorks „Spanier-Töten"; die englischen Kinder verfertigen aus Thon „zerfetzte Buren". — Da frage ich: Hat die individuelle Seelsorge wirklich Nichts mit den politischen Quellen dieser Verrohung zu thun, kann man wirklich für das, was „der Staat" thut, eine besondere Buchführung einrichten, oder entbindet nicht vielmehr jedes brutale oder gewissenlose Vorgehen der staatlichen Exekutive alle untermenschlichen Mächte in den einzelnen Individuen? Und das will sich nationale Selbstbehauptung nennen, was in solcher Weise den sittlichen Zusammenhang des sozialen Organismus lockert?

Ist es übrigens wirklich richtig, daß die Forderung der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung nicht an den Staat gestellt werden kann? Ich sehe keinen Grund dafür. Gewiß wird eine Massenaufopferung seltener zur sittlichen Forderung werden, als die Hingabe Einzelner; aber gerade in der neuesten Geschichte haben wir ein Beispiel, daß breite Volkskreise eines großen Gemeinwesens durchaus auch den Staat dieser sittlichen Forderung untergeordnet haben. Bei der Vertreibung der Spanier aus Cuba haben sicher skrupellose Geldmächte hinter den Kulissen gewirkt — aber Niemand, der die Bewegung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten mitangesehen hat, zweifelt daran, daß die Entscheidung gegeben wurde durch die große Bewegung des Mitgefühls, die damals durch die Nation ging und Karl Schurz zu dem Ausspruch trieb: „Es ist ein Krieg der reinsten Aufopferung." Ebenso darf daran erinnert werden, daß anläßlich der armenischen Greuel gerade die christlichen Blätter an die Großmächte die Forderung der Selbstverleugnung stellten, da aus nationalem Egoismus kein Staat in das Wespennest greifen und sich Unannehmlichkeiten zuziehen wollte. Nationale Selbstverleugnung ist kein nationaler Selbstmord, sondern eine Erhöhung der ethischen Volkskräfte und damit gerade eine Steigerung der kollektiven Leistungsfähigkeit, die sich auf die Dauer auf allen nationalen Arbeitsgebieten bemerkbar machen muß — und nur durch den Wert und das Maß seiner Arbeit wird heute der Lebenskampf eines Volkes entschieden.

Herr Pfarrer Rade will die staatliche Aktion solchen Forderungen entziehen, weil seiner Ansicht nach der Staatsmann kein Recht habe, das ihm anvertraute Gemeinwesen aufzuopfern oder dessen Lebensinteresse zu verleugnen. Man könne den Staatsmann nicht moralisch zwingen, moralisch zu sein. Ja, aber haben in großen Konflikten nicht die verantwortlichen Männer alle verfassungsmäßigen Mittel, die Zustimmung der Gesamtheit einzuholen? Und wenn das niedrige moralische Niveau der Gesamtheit die Regierenden zwingen sollte, die staatliche Aktion diesem Niveau anzupassen — haben dann die Weiterdenkenden irgend einen Grund und irgend ein Recht, ihren ethischen Protest aufzugeben oder gar zuzugeben, daß der Staat außerhalb der Moral stehen dürfe? Gewiß werden sie den verantwortlichen Männern nicht alle Schuld zuschieben, wie dies z. B. in der Aktion Zolas geschah — die heutige Staatsräson ist eben der Ausdruck eines allgemein noch unentwickelten Bewußtseins von den moralischen Bedingungen jedes nationalen Wachstumes — aber desto mehr besteht doch eben die Pflicht, dies Bewußtsein zu wecken und zu klären.

Im Anschluß hieran noch ein Wort über die Beurteilung der Kirche in ihrer Stellung zur Machtpolitik. Der Herr Herausgeber scheint zu meinen, daß ich zu denen gehöre, die der christlichen Kirche die Schuld an der ganzen unchristlichen Sachlage zumessen und pathetisch ausrufen: Was hat denn nun das Christentum in neunzehn Jahrhunderten erreicht? Dieser Jargon liegt mir ganz ferne. Ich unterschreibe vielmehr Wort für Wort, was Herr Pfarrer Rade gegen diese Auffassung vorbringt. Aber es kommt hier auf eine ganz andere Frage an und die lautet: Macht die Kirche überhaupt den ernsthaften Versuch, ja erkennt sie es überhaupt als ihre Pflicht an, in diesen Dingen im Namen Jesu ein Wort mitzusprechen? Und da muß ich eben als Bekenner der Lehre Jesu mit tiefster Beschämung konstatieren, daß gerade in diesen entscheidungsvollen Monaten die christliche Kirche es dem „Vorwärts" überlassen hat, die Nation zur sittlichen Selbstkritik zu rufen und die elementarsten Forderungen der Gesittung gegenüber dem Rachegeschrei und dem Säbelrasseln der erregten Volksgenossen zu verteidigen. Wie kann die Kirche noch länger den Anspruch erheben, als Hüterin des sittlichen Lebens zu gelten, wenn sie die Kultur in solchen Krisen im Stich läßt?

Daß das Christentum sich an den Einzelnen wendet und keine kollektiven Aktionen dirigieren will, ist ja völlig richtig, aber je tiefer es sich an den Einzelnen wendet und seine Gesinnung ergreift, um so weniger kann dieser Einzelne sich irgendwie mitschuldig machen und mitbeflecken durch seine Zustimmung zu kollektiven Rücksichtslosigkeiten und Roheiten. Ich möchte den Menschen kennen lernen, der im Zustande der „Wiedergeburt" noch an der „Vermehrung der Schlachtflotte" und anderen Brutalitäten innerlich teilnehmen kann. Gerade indem das Christentum sich in dieser Weise ganz und gar an den Einzelnen wendet und ihn persönlich verantwortlich macht für das Heil seiner Seele, statt ihn als Glied des Kollektiven zu entlasten, wird es ja ein Mittel der Beruhigung und Einigung der Völker, ein Weg zur Erlösung von den Sophismen und Gewissensverirrungen der sogenannten kollektiven Räson.

Gewiß hat Harnack Recht, wenn er betont, daß das Christentum seinem Wesen nach den Menschen aus dem Zeitlichen heraushebe und nicht dazu da sei, in politischen und sozialen Programmen zu figurieren. Aber damit ist doch keineswegs gesagt, daß nun das Zeitliche dem Beelzebub zu überlassen sei. Nein: „Ihr sollt das Salz der Erde sein"! Gerade weil das Christentum in dem Menschen die Stimmung kultivieren will, die ihn von der Angst um das Materielle befreien und ihm den Sinn öffnen soll für die Schätze, die nicht die Motten und der Rost fressen, gerade darum müssen auch die Wortführer und Interpreten des Evangeliums unzweideutig feststellen und verkündigen, daß ein ernsthafter Christ sich unmöglich an der Gier nach neuem Länderbesitz und allen damit zusammenhängenden Vorbereitungen und Unmenschlichkeiten beteiligen könne, ohne Schaden an seiner Seele zu erleiden. Es scheint ein Widerspruch und ist doch keiner: nur durch solche Erlösung vom Materiellen kann die Menschheit das Materielle in ihren Angelegenheiten ordnen. Das Rüsten und Machttreiben ist Nichts als Bankerott und Verzweiflung.

Wenn ich von der Christianisierung der Kabinette spreche, so betrachte ich diese nicht als selbständige Entscheidungsquellen, sondern als Organe des Volkswillens, der von den einzelnen Volksgenossen gebildet wird, sodaß also die Christianisierung unsrer auswärtigen Politik natürlich nicht durch geistliche Ansprachen an die Staatsministerien, sondern nur dadurch gewirkt werden kann, daß die Volksseele mit ernsthafterem und weniger vagem Christentum erfüllt wird und Niemand darüber in Zweifel gelassen wird, daß man nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen kann — auch nicht Gott und dem kollektiven

Mammon. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen", d. h. eben die Kultur der höheren Seelenkräfte ist auch auf die Dauer die einzige Grundlage für den Sieg des Menschen über die Natur — wie man denn auch Absatzmärkte nicht mit Kanonen erobert, sondern durch die Ueberlegenheit der geistigen und moralischen Grundlagen des gesamten Volkslebens.

Ganz selbstverständlich ist es, daß weder die christliche Kirche noch die ethische Bewegung den „Widerstand der stumpfen Welt" jemals ganz besiegen wird. In irgend einer Form werden immer diejenigen gekreuzigt und verhöhnt werden, die in der Liebe bis zu Ende denken. Aber das geht sie nichts an, sie sind dazu da, für die Wahrheit zu zeugen.

Zürich Fr W Foerster

„Sprechsaal"

Im Laufe des Jahres habe ich einmal geschrieben, daß ein rechtschaffener Redakteur seine Leser jeweilen ärgern müsse. Das ist Ehrensache für beide Teile. Es ist ein Zeichen von Gesundheit und fördert die Gesundheit.

Dennoch bin ich nicht unempfindlich für die Empfindungen unsrer Leser. Ich werfe zwar manchen Brief ohne jede Regung von Anteilnahme in den Papierkorb, zumal die anonymen, wie solche sogar von harmlosen Gemütern noch immer verbrochen werden. Aber im übrigen hat man als Zeitungsmensch ein feines Gehör für das, was im Leserkreise umgeht. Prüfe ich nun vorhandene Unzufriedenheit unter unsern Freunden, so gewinnt sie greifbare Gestalt in dem Vorwurf, der mir gelegentlich ins Angesicht geschleudert wird: „Sprechsaal!"

Dieser Vorwurf ist genau so alt wie unsere Zeitung. Ein Blatt, so hat man mir fast von der ersten Nummer an vorgehalten, soll eine einheitliche Haltung haben. Es soll die Geister draußen in Zucht und Zügel nehmen. Auch selbständige Leser wollen Einen Ton aus dieser Gegend vernehmen, einen klaren Ton, um schnell ablehnen oder zustimmen zu können. — Ich verspreche für die Zukunft keinerlei Besserung, teils weil ich nicht kann, teils weil ich nicht darf.

Ich kann nicht. Es hat Zeitungsschreiber gegeben und giebt deren noch, die es können. Männer von einem sprühenden Geist und von zwingender Kraft. Dergleichen hat der Herausgeber dieses Blattes nie prätendiert, und man hat es von ihm nie verlangt.

Aber ich kann nicht auch in einem andern Sinn. Ein Redakteur ist zuweilen nur der Arm starker Geister, die hinter ihm stehen. Einer mächtigen Partei, oder einer starken Gruppe von einigen Gesinnungsgenossen, die etwas ganz Bestimmtes wollen, die neue, eigentümliche, wichtige Gedanken und Güter zu erschließen haben. Den Dienst einer Partei hat aber die Christliche Welt immer gescheut. Leute, die selber zeitlebens hinter dem Parteibusch gesteckt haben, konnten das nie glauben und begreifen. Aber diesen Grundsatz habe ich treu gehütet. Die Probe darauf ist ja eben, daß der Zuruf „Sprechsaal" niemals ganz geschwiegen hat. Aber diese Scheu, Parteidienst zu thun, wäre allerdings wohl verträglich damit, daß eine Gruppe geistesmächtiger Personen hinter dem Blatt stünde und seinen Inhalt prägte. Dem würde ich mich nicht entzogen haben und habe mich ihm nicht entzogen.

Als wir die Christliche Welt schufen, blühte die Ritschlsche Schule. Was an jungen frischen Kräften sich damals in der deutschen Theologie regte, gehörte — wenige Ausnahmen in Ehren — ihr zu. Die Freudigkeit, die damals jene Kreise beherrschte, inspirierte auch die Gründer dieses Blattes zu ihrem Unternehmen. Wir träumten zuweilen davon, jene Theologie sei aller Rätsel Lösung. Die Eine soziale Frage hat uns den Traum zerstört. Zwar brachten wir auch zu ihrer Bewältigung Kräfte mit, die wir der Gedankenmacht Ritschls verdankten. Aber wie wir nun in das Interesse, in die Arbeit eintraten, das war schulwidrig, war nicht in der Art des Meisters. Und unser Zeitungswerk selbst wirkte lösend, auflösend. Ritschls Theologie ist ganz Konzentration, bewußte Selbstbeschränkung. Gewiß nach der Maxime: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Ich zweifle auch nicht, daß Ritschls Grundposition in der ferneren Entwickelung der evangelischen Theologie sich erst recht bewähren wird. Aber diese wird auf Umwegen, die nötig sind, zu ihm zurückkehren. Und dann wird es doch ein Neues sein. Alle möglichen Probleme und Interessen hat Ritschl mit starkem Geist aus seinem Reich ausgeschlossen. Das war von ihm eine That, lehrreich und heilsam für Viele. Aber was ihm eigen und groß war, engte uns Andere ein, bedeutete für uns einen zu frühen Schluß der Entwicklung und der Gedankenarbeit, mußte von uns als eine Verarmung empfunden werden, die wir uns nachgerade nicht gefallen lassen durften. Und wer sollte diese Lage schärfer empfinden, als ein Zeitungsschreiber, der diesem Kreise zu dienen hatte? Wie mit der sozialen Arbeit, so strömten auf anderen Kanälen die neuen Interessen und Probleme mächtig herein. Und wie wir ohne die Ritschlsche Schule dieses Blatt niemals geschaffen hätten, so konnte das Blatt nimmermehr werden, was es geworden ist, wenn es sich der strikten Observanz Ritschlscher Theologie verschrieben hätte! Aber untreu ist unser Blatt seinem Ursprung damit nicht geworden. Denn seine Spalten stehen den genuinen Anhängern des Meisters mit Freude offen, und herzlich gerne vernehmen wir die Stimme eines getreuen Eckardt, wenn der Strom die Ufer überfluten und draußen in den Sand laufen will . . .

Nur soll man von mir nicht verlangen, daß ich in der Christlichen Welt der Gemeinde das gebe, was ihr die heutige deutsch-evangelische Theologie als Ganzes nicht zu geben vermag: eine einheitliche Losung und Lösung für alle brennenden Fragen der Gegenwart! Das leistet zur Zeit kein Mann, keine Schule, keine Partei oder Richtung, keine Zeitung. Die Parteimänner und Parteiblätter wahrhaftig am wenigsten. Es ist ermüdend und erschlaffend, ihre Programme zu lesen, armselige Zeugnisse der Ohnmacht. Wo geht denn von ihnen Geist und Leben aus, wo beweisen sie denn die Kraft, die Aufrichtigen zusammenzuzwingen in Eine Bahn und Arbeit? Wir werden uns drein finden müssen, daß diese Sammlung der Geister und Kräfte unsern Tagen nicht beschert ward, und was einem Albrecht Ritschl nicht möglich gewesen ist, trotz tiefer Gelehrsamkeit und starkem Willen, das ist von den Theologen und Kirchenmännern unsrer Generation ganz gewiß keinem beschieden. Was also thut eine rechtschaffene Zeitung? Sie wird ein Spiegelbild dieses Zustandes. Sie hilft zum Verständnis und zur Verständigung der ringenden Geister. Sie zeigt die große Mannigfaltigkeit der Fragen und Aufgaben, sowie der Anstrengungen, die zu ihrer Ueberwindung gemacht werden. Sie zeigt, daß Mut, Freudigkeit, Glaube und Gaben auch dem heutigen Geschlecht wahrlich nicht fehlen, daß in aller Zersplitterung doch auch Gemeinsamkeit des Suchens, Forschens und Findens vorhanden ist. Sie ermutigt, fördert, lockt und ladet mitzuarbeiten, neue Kräfte, Kenntnisse und Erfahrungen mit in den Dienst des großen Strebens zu stellen. „Auch hier sind Götter." Auch diese gährende und wühlende Zeit, auch dieser scheinbare Wirrwarr von Meinungen hat Sinn, hat Charakter, dient dem Ewigen, Bleibenden, Einen, ist eine Stufe dem gottgesetzten Ziele näher. Und kurzum: in diesem Sinne sind wir meinetwegen ein Sprechsaal und wollen einer bleiben. Es kommt schon nicht Jeder und will bei uns sich mit eitlen Einfällen breit machen; aber wer unser Blatt kennt und liebt, und kommt nun und hat Etwas zu sagen zu den ernsten Sachen, die uns Kopf und Herz erfüllen, und ich habe den Eindruck, daß er es ehrlich meint: der soll reden, freimütig, von Stift und Schablone verschont, soweit nur ein Glaube, eine Persönlichkeit dahinter steht.

Und also bleibt es beim jetzigen Kurs. Ich kann und darf ihn nicht ändern. Freilich, mündige, reife Leser, die dergleichen vertragen, setzt die Christliche Welt voraus. Aber sie hat den Kreis, der sie versteht. Im vorigen Jahr haben wir 200, in diesem 300 Abonnenten gewonnen. Das beweist an sich Nichts für die innere Güte unsrer Darbietung. Aber sofern wir sonst von der Notwendigkeit unsrer Arbeit und Haltung ehrlich überzeugt sind, ermutigt es uns. Wills Gott, und geht

es einigermaßen im jetzigen Tempo fort, können wir übers Jahr unsre 5000 haben. Die Zahl der verständig mitarbeitenden Laien wächst auch, und unsre Theologen werden sich daran gewöhnen, daß deren Aeußerungen nicht in vorgezeichneten Geleisen fahren. Ich bin herzlich durchdrungen von der Unzureichendheit unsrer Leistung. Vieles könnte besser sein, Alles muß besser werden. Manche stehen scheu und verzagt bei Seite, die bessern könnten. Zwingen kann ich sie nicht. Aber ich bin innerlich gewiß, daß wir unsern Beruf erfüllen. Und wenn eine gewisse Unruhe im Zwiespalt der Meinungen dem Leser manchmal nicht zu ersparen ist — könnte ich ihm doch Etwas mitteilen von der Gewißheit, die mir immer neu geschenkt wird: es ist das kein Zeichen von Verfall und Niedergang, es ist Leben! In allem scheinbaren Chaos unsrer heutigen Theologie fühle ich überall festen Boden unter den Füßen. Der lebendige Gott ists, der beides sendet, Herbst- und Frühlingssturm, und „es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade." Meine doch Niemand, wenn wir dem Für und Wider der Ansichten freien Lauf lassen, das sei Schwäche, Unachtsamkeit, Mangel an Glauben und und Treue; umgekehrt, das ist die Stärke, die heute evangelischer Glaube zu beweisen hat, daß er Nichts von all dem Suchen, Fragen, Forschen und Ringen, von all den Gaben, Gütern und Interessen sich fremd sein läßt und dennoch weiß: die Wahrheit, die jede Zeit neu braucht, ist und bleibt die alte, sie muß nur von jeder Zeit neu entdeckt werden. R

„Und kein Dank dazu haben"

Vergl. Christliche Welt Nr. 29 und 34

Es ist vielleicht noch manchem andern Leser gegangen wie mir, daß er sich durch Köstlins Ausführungen über die Bedeutung der viel umstrittenen Stelle in dem Lutherlied nicht hat beruhigen lassen. Kommt man vom Mittelhochdeutschen her — und das ist doch wohl der gewiesene Ausgangspunkt, den Sinn einer an sich nicht durchsichtigen Bezeichnung oder Wendung Luthers zu ermitteln — so hat ohne Frage die von Pietsch-Köhler und Köstlin ganz bei Seite geschobene Bedeutung: Dank = Wille, Absicht Viel für sich. Sie geht auf die allgemeinere Dank = Gedanke zurück.

Walther von der Vogelweide schreibt:

Frô Saelde (das Glück) teilet umbe sich
und kêret mir den rügge zuo . . . . .
Si stêt ungerne gegen mir . . . .
sin ruochet mich niht an gesehen.
ich wolte, daz ir ougen an ir nacke stüenden:
sô müeste ez âne ir danc geschehen.

Hier kann „âne ir danc" garnichts Anderes heißen als „gegen ihren Willen." Grimms Wörterbuch führt zahlreiche andere Stellen für diese Bedeutung an, und — was hier wesentlich ist — auch eine ganze Reihe aus Luthers Schriften. Noch Kant schreibt (nach Grimm) von den sittlichen Idealen, „die uns wider den Dank des Eigennutzes fortreißen." Ganz ohne Zweifel bedeutet auch in der von Köstlin angeführten Stelle aus Luthers Brief an das Kapitel zu Wittenberg „ohne euren Dank" nicht „ohne daß ihr Dank bekommt", sondern „ohne daß ihr es wollt."

Daß also „Dank" auch bei Luther in der Bedeutung Wille, Absicht vorkommt, steht fest. Heißt es das nun auch in der Wendung „und kein Dank dazu haben"? — Kein Geringerer als Rudolph Hildebrand hat es auch hier so verstanden (vgl. Lyons Zeitschrift für deutschen Unterricht VII, 12. Heft und dazu auch XIV, 4. Heft). Er schreibt:

So ist die fragliche Wendung nur eine dem Vers und Gedanken willkommene weitere Ausführung von „ohn ihren Dank": sie müssen, sie mögen wollen oder nicht, sie müssen, auch wider Willen; und das ist denn mit Sinn und Kraft in den Gedankenzusammenhang trefflich passend. Möglich, daß sich dabei auch der heutige Sinn von Dank einstellte: wir sind ihnen dafür auch keinen Dank schuldig, daß sie uns den Gefallen thun, denn sie müssen eben.

In der einen von Köstlin mitgeteilten Stelle aus Luthers Schrift „Von heimlichen und gestolen Brieffen . . . widder Hertzog Georgen zu Sachsen" (1529) scheint mir nun allerdings die von Hildebrand als Nebensinn zugelassene Bedeutung vorzuwiegen, nicht wegen des hinzugefügten „des" — das wäre grammatisch auch mit „Dank" im Sinne von Wille, Absicht zu verbinden; und „dazu" in der möglichen Bedeutung von „dabei" machte keine Schwierigkeit —; aber der Zusammenhang scheint mir hier für Köstlin zu sprechen. Es handelt sich in der erwähnten Schrift um einen Brief Luthers an Wenceslaus Link, über den ihn Herzog Georg zur Rede gestellt hatte. Luther schreibt:

Das muß ich also verstehen, als spräche er: Ich Herzog George habe Martinus Luthers Brief, der mir nicht gehört noch gebührt, wider seinen Wissen und Willen, sondern gehöret Wencelao Linken, und handele doch öffentlich damit wider sie beide. Ei! Dank habt, lieber Herr!

Nachdem er dem Herzog dann des weiteren das Unrecht vorgehalten hat, entwandte Briefe anzunehmen, sagt er, daß ihm wegen des in Frage stehenden Briefes nicht beizukommen sei:

De occultis non judicat Ecclesia, multo minus judicat de eisdem Magistratus . . . Sie sollen mir heimliche Sachen ungericht lassen, und des keinen Dank dazu haben.

Hier scheint mir die Bezugnahme auf das vorhergehende unmißverständliche: „Ei! Dank habt!" deutlich.

Ich würde es indessen nach dem oben Mitgeteilten für voreilig halten, die an dieser Stelle gewonnene Bedeutung ohne weiteres zu verallgemeinern und auch für unser Lied in Anspruch zu nehmen. Hier wird sich ein endgiltiges Urteil erst aufstellen lassen, wenn man die sämtlichen Stellen überblickt, in denen die Wendung uns bei Luther begegnet — und vielleicht auch dann nicht.

Ich habe mir die Abhandlung von Pietsch nicht verschaffen können; aus Köhlers Mitteilung scheint aber hervorzugehen, daß er nur die eine Parallelstelle beibringt, in die er den Gegensatz von „grobeln" und „keinen Dank dazu haben" doch lediglich hineinliest. Köstlin weist auf die behandelte Stelle in derselben Schrift Luthers hin. Herr Professor Rinn teilt mir nun eine dritte Stelle mit. Sie steht in einer Predigt der Hauspostille (Erlanger Ausgabe 1² Seite 214):

Das müssen aber die Papisten bekennen und sollen kein Dank dazu haben, daß, obgleich die Predig recht und der Prediger fromm ist, dennoch die Welt bös bleibt und am Wort sich nicht bessert. (1533/34?)

Leider ist aus dem Zusammenhang hier Nichts für die Bedeutung der behandelten Wendung zu entnehmen. Man wird weitere Stellen sammeln müssen und sich immerhin auf das Resultat rüsten, daß mit Sicherheit über die Bedeutung von „Dank" in unserm Liede Nichts auszumachen sei. Es würde dann nur das Schicksal von „Wort" in der vorhergehenden Zeile teilen. Denn die Möglichkeit, daß dieses das „eine Wörtlein" der dritten Strophe wieder aufnimmt, wird immer zugegeben werden müssen, wenn auch nicht in der Auslegung von Runze (Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie XII, Seite 412 ff. Man beachte die Interpunktion!):

Ein Wörtlein kann ihn fällen, —
Das Wort: „Sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben!"

Hans Vollmer

Selbstanzeigen

Theologischer Jahresbericht, herausgegeben von H. Holtzmann und G. Krüger. 19. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1899. Berlin, Schwetschke u. Sohn 1900.

Der Theologische Jahresbericht für 1899 ist nunmehr bis auf das Register, das spätestens zu Anfang nächsten Jahres folgt, ausgegeben worden. Für einige ältere Mitarbeiter, die die Feder niedergelegt haben, wurde guter Ersatz gewonnen: den religionsgeschichtlichen Teil bearbeitet an Stelle von Tiele nunmehr Professor Dr. Ed. Lehmann in Kopenhagen, für Troeltsch (Religionsphilosophie) ist Lic. Dr. Max Scheibe in Halle a. S., für Dreyer (gestorben am 3. Mai 1900, Ethik) Pfarrer Dr. Th. Elsenhans in Riedlingen a. D. eingetreten. Der Preis des Jahrganges hat leider auf 30 Mk. erhöht werden müssen. Da für diesen Preis im laufenden

Jahrgang 65—70 Bogen geliefert werden, so ist die Steigerung verständlich; ohne sie hätte das Unternehmen nicht fortgeführt werden können. Freilich tritt nun auf der anderen Seite die Frage an den Einzelnen heran, ob sein Bücheretat ihm fernerhin eine so große Ausgabe gestatten wird. Diese Frage wird in der Mehrzahl der Fälle verneint werden müssen. Nur in Ausnahmefällen wird der einzelne Pfarrer noch im Stande sein, den Bericht zu halten, er wird sich der „Theologischen Rundschau“ zuwenden, die ihm für wenig Geld einen trefflichen Ueberblick über die wichtigere neuere Litteratur bietet. Aber Niemand kann sich der Einsicht verschließen, daß die „Rundschau“ den „Jahresbericht“ nicht ersetzen kann, wie denn auch ihr Herausgeber und ihr Verleger eine derartige Konkurrenz nie beabsichtigt haben. Der „Jahresbericht“ bleibt für den, der sich über die Gesamtlitteratur zu wissenschaftlichen Zwecken unterrichten will, unentbehrlich, ja seine Bedeutung wächst von Jahr zu Jahr in dem Maße, wie die Produktion steigt. Es ist sicher keine Selbstüberhebung von Herausgebern, Mitarbeitern und Verlagsbuchhandlung, wenn sie behaupten, daß ihr Unternehmen einzig in seiner Art dasteht — auch im Vergleich zu dem, was die Berichte aus den Nachbarwissenschaften der Geschichte, Philologie und Philosophie leisten. Natürlich ist der „Jahresbericht“ nicht tadelfrei, im Gegenteil noch immer sehr verbesserungsfähig und -bedürftig. Wir werden auch bemüht sein, den in der Kritik erhobenen Einwendungen immermehr gerecht zu werden. Die Schwierigkeiten sind viel größer, als die Leser zu glauben geneigt sind. Um aber den „Jahresbericht“ auf seiner Höhe zu halten und ihn nach Möglichkeit zu vervollkommnen, ist es vor allem nötig, daß das Unternehmen finanziell gesichert sei: die Kosten sind sehr groß, und nur der Opferwilligkeit unseres Verlegers danken wir das Fortbestehen. Es ist erforderlich, 1. daß die Interessenten, so viel in ihrer Macht steht, die öffentlichen Bibliotheken unbedingt zur Anschaffung anhalten, 2. daß die Pfarrbibliotheken, soweit die Finanzen es irgend zulassen, sich zum Abonnement melden, 3. daß der Bericht in keinem theologischen Lesezirkel fehle, 4. daß, wer irgend die 30 Mark entbehren kann — hier denke ich hauptsächlich an die Akademiker — mit ihnen zum eigenen und gemeinen Nutzen nicht zurückhalte. Leider ist es dem unterzeichneten Herausgeber bisher nicht gelungen, für das Unternehmen öffentliche Subvention zu erhalten. Leider steht es bei uns nicht wie in England und Amerika, wo sich ohne viel Suchen Männer finden, die einem derartigen Unternehmen jährlich ein paar Hundert Mark zuwenden und ihm damit über die Existenzfrage hinweghelfen. Es wäre mir aber gar nicht unangenehm, wenn einer unsrer reichen Freunde diesen Wink mit dem Zaunpfahl verstünde. Der „Jahresbericht“ muß erhalten bleiben. Wenn er einmal nicht mehr da sein sollte, so würden die Klagen nicht aufhören. Ich habe zu unseren Lesern das gute Zutrauen, daß sie weitsichtig genug sind, um einer solchen Kalamität nach besten Kräften vorzubeugen.*)

Gießen Gustav Krüger

Das Buch Daniel, erklärt von D. Karl Marti, Professor in Bern. Tübingen, J. C. B. Mohr 1901. XXIII und 96 S. Abteilung 16 des Kurzen Hand-Kommentars zum Alten Testament.

Das Buch Daniel verdient unter den alttestamentlichen Schriften eine ganz besondere Beachtung, weil es einerseits das Prototyp der apokalyptischen Litteratur ist, zu der nicht nur die erst neuerdings durch Gunkels Uebersetzung allgemein zugänglich gemachte Apokalypse Esras, sondern auch die Offenbarung Johannis im Neuen Testament gehört, und weil es andrerseits die Stimmung wiedergiebt, welche die Kreise der Frommen im zweiten Jahrhundert v. Chr. und von da an bis in das Christentum hinein beherrschte.

Die Auslegung im Kurzen Hand-Kommentar versucht den Leser in das Verständnis der Gedankenwelt dieses um 165 v. Chr. entstandenen Buches einzuführen. Da ein Teil in aramäischer Sprache geschrieben ist (übrigens bin ich der Ansicht, daß ursprünglich das Ganze aramäisch abgefaßt war), habe ich zunächst der sprachlichen Erklärung alle Aufmerksamkeit geschenkt, damit sich auch ein Leser, der sich in der aramäischen Sprache nicht vollkommen sicher zu Hause fühlt, mit Leichtigkeit zurecht finden könne. In der sachlichen Erklärung war es mein Bestreben, auf die Elemente hinzuweisen, welche der Verfasser für seine Darstellung der Tradition, sowohl der in den heiligen Schriften niedergelegten, als auch der im Munde des Volkes lebenden, entnommen hat, ferner aber hervorzuheben, welche eigentümliche und abgerundete Gestaltung der Verfasser seiner Ueberzeugung von der unmittelbaren Nähe des Gottesreiches gegeben hat. Daß alle die wichtigen Einzelfragen, welche sich dem Leser des Buches Daniel erheben, an ihrer Stelle im Zusammenhang der Auslegung berührt und behandelt werden, versteht sich von selber; ich erinnere hier nur an folgende wichtige Punkte: die Bedeutung des „Menschensohnes“, die Anschauung über die Dauer der Weltreiche und den Eintritt des Gottesreiches, die Engellehre und die Vorstellung von Engelkämpfen im Himmel, die Präfiguration der irdischen Dinge im Himmel, die Lehre von der Auferstehung, die Interpretation der Weissagung von den 70 Jahren Jeremias.

Das ganze Buch stellt sich mir dar als eine durchaus einheitliche (natürlich kleinere Zuthaten abgerechnet), nach wohlüberlegtem Plane entworfene Schrift, die den eminent praktischen Zweck hatte, in der über das Judentum hereingebrochenen Verfolgung unter Antiochus IV. Epiphanes zum treuen Ausharren im väterlichen Glauben zu mahnen.

Ein auch dieser 12. Lieferung des Kommentars beigegebenes alphabetisches Register erleichtert den Gebrauch und dient außerdem dazu, daß man sich in der Geschichte von Nebukadnezzar bis auf Antiochus IV. Epiphanes († 164) ohne große Mühe zurechtfinde. Die vortreffliche typographische Ausstattung, sowie die Gliederung und die Ueberschriften, die auch bei der eigentlichen Auslegung nicht fehlen, machen den ganzen Kommentar übersichtlich.

Bern Karl Marti

Das Wesen der religiösen Erfahrung. Von Gerhard Heine, Schulrat. Leipzig, Haberland. 103 S. 2 Mk.

Daß die Frage um „die religiöse Erfahrung“ heutzutage mit im Vordergrunde der Verhandlungen steht, bedarf wohl nicht weiteren Beweises. Sie hat auch meine Gedanken vielfach beschäftigt. Dieses Schriftchen bietet Geistlichen, Lehrern und sonst gebildeten Christen die Ergebnisse solcher Beschäftigung. Ich würde nicht gewagt haben, es zu veröffentlichen, wenn mir nicht von mehreren Seiten dazu Mut gemacht wäre; eine gedruckte Rezension habe ich noch nicht erhalten, dagegen mehrere freundliche schriftliche Anerkennungen von Männern, auf deren Urteil ich glaube Wert legen zu dürfen.

Coethen Gerhard Heine

Erinnerungen an Clara Curtius. Von Charlotte Broicher. Berlin, Georg Stilke 1900. 23 S. 35 Pfge.

Als Ergänzung meiner Erinnerungen an Ernst Curtius ist jetzt ein ebenso ausgestattetes Heftchen Erinnerungen an Clara Curtius erschienen. Es ist ein Abdruck des vollständigen Aufsatzes, den die Tägliche Rundschau am 2. November d. Js. nur in Bruchstücken gebracht hat. Ich habe zu zeichnen versucht, worauf der weittragende Einfluß des Curtiusschen Hauses als einer Kulturstätte christlich deutscher Gesinnung beruhte, und welchen Teil diese hervorragende Frau daran hatte.

Berlin Charlotte Broicher

Verschiedenes

Arbeiten und nicht verzweifeln! Den Vielen, die sich dieses Carlyleschen Wortes als Losung bedienen oder es gar als Wandspruch im Denkzimmer hängen haben, muß sein Ursprung doch interessant sein. Wenn es nun gar nicht von Carlyle wäre? Auf meine Anfrage bei Herrn Philosophieprofessor Dr. Hensel in Heidelberg, dem Uebersetzer der Latter day Pamphlets und des Past and Present, erfuhr ich, daß es sich hier um eine freie Uebersetzung des Goethischen „Symbolum“ (Logencyklus, 40bändige Cottaausgabe, 1840, Band 6, S. 3) handle. Das Gedicht wird ja bei Carlyle oft zitiert, allein dreimal in Past and Present, vor allem in der Edinburgher Rektoratsrede, dann auch in der Fischerschen Biographie und bei Rogge. Wörtlich ist der Gedanke Carlyles bei Goethe durchaus nicht enthalten; nur die Stellen: „Doch ungeschrecket — dringen wir vorwärts . . .“ „Versäumt nicht zu üben — die Kräfte des Guten . . .“ und „Die sollen mit Fülle — die Thätigen lohnen! Wir heißen euch hoffen . . .“ decken sich dem Sinne nach mit dem prägnanten Ausdruck unsers Schotten. Die zwei letzten Verse heißen in Carlyles Uebersetzung des Gedichts: Heard are the voices — Heard are the sages — The worlds and the ages — Choose well, your choice is — Brief and yet endless. — Her eyes do regard you — In Eternitys stillness — Here is all fulness — Ye brave to weward you — Work and despair not! (Past and Present. Buch 2, Kapitel 17. S. 116.) Man kann also mit gleichem Recht von einem Originalwort reden, wie von einer Uebersetzung; und die Freude daran bleibt für die Verehrer ohne und mit Kenntnis seines Ursprungs wohl die gleiche. Bei dieser Gelegenheit weisen wir nochmals auf den in einem Neudruck erschienenen, obige Devise tragenden Wandspruch von Frau Beate Bonus-Jeep hin, der den Gedanken in mächtiger und eigenartiger Weise versinnlicht. Zu beziehen von der Verfasserin (Groß-Muckrow bei Weichensdorf, Niederlausitz) oder vom Verleger Eugen Salzer in Heilbronn zum Preise von 1,50 Mk. Auf die neue Carlyle-Biographie von Hensel kommen wir noch zurück. (Frommanns Klassiker der Philosophie, Band 11.)

Platzhoff

Schiller in seinen Dramen. Von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Frommann 1897. 3,60, gebunden 4,50 Mk.

Daß das Interesse für unsere beiden Weimarer Dioskuren immer noch im Steigen begriffen ist, beweist die rasch anwachsende Litteratur. Aus der reichen Detailforschung der letzten zwei Jahre sei hier zunächst diese Schrift hervorgehoben.

Wodurch werden in den uns überlieferten Kunstwerken die dramatischen Helden zu tragischen Persönlichkeiten? Welche Gedanken und Motive entstammen der Phantasie ihrer Urheber? Welche Ideen hat der Dichter der Geschichte entnommen, dichterisch verändert und fortgebildet? Diese Fragen sucht Weitbrecht zu beantworten; und obwohl der Einleitungen, Erläuterungen zu allen größeren poetischen Werken Schillers mehr als wie genug produziert worden sind, besitzt dies Buch doch seine eigenartige Berechtigung. Die einzelnen Dramen werden sehr anschaulich analysiert, die einzelnen Persönlichkeiten scharf sich von einander abhebend charakterisiert. Das Buch ist reich an eigenen Beobachtungen, die Darstellung klar und wohl gegliedert. Die Forschung ist keine schulmeisterlich philologische und textkritische wie bei Düntzer. In der Darstellung herrscht vielmehr durchweg ein starker Subjektivis-

*) Die obigen Bitten und Vorstellungen möchte ich von ganzem Herzen unterstützen. R

mus. Wie eine gewisse rechthaberische Eigenbrödelei dem Schwaben leicht eignet, so ist auch Weitbrecht der Versuchung nicht aus dem Wege gegangen, seinen berechtigten schwäbischen Stolz auf Schiller durchklingen zu lassen. Ein besonders glücklicher Apologet seines Landsmannes wird Weitbrecht, wenn es gilt, Schiller gegen den Vorwurf der Verherrlichung des Katholizismus in Schutz zu nehmen. Trotzdem ist die Darstellung kein kritikloses Anbeten Schillers. Als der Höhepunkt Schillerscher Kunst gelten Wallenstein und Tell, während Demetrius uns nur ahnen lasse, was wir von Schiller noch hätten erwarten dürfen. Weitbrechts Buch ist eine wertvolle Monographie, die den Leser in fruchtbringender Erkenntnis fortschreiten läßt und dem Genius unsres großen Dichters huldigen, d. h. ihn immer besser und tiefer verstehen hilft.

Diesseits von Weimar. Der Schillerschrift Weitbrechts vorausgegangen ist seine Goethe-Monographie mit vorstehendem Titel. Stuttgart, Frommann 1895. 3,60, gebunden 4,50 Mk.

Wenn ein Buch über Goethe aus der Flut von Schriften über Schiller und Goethe sich herausheben soll, so muß es einen neuen, originellen Gedanken aufweisen, der uns einleuchtet und in seiner selbstverständlichen Wahrheit überzeugt, auch wenn das Selbstverständliche der neuen Auffassung einer Persönlichkeit und ihrer Werke uns und hundert Andern entgegengen ist. Diese neue Idee glaubt der Stuttgarter Aesthetiker darin gefunden zu haben, daß Goethes Genius in der Zeit seines Lebens, die vor Weimar liegt, sich freier, mächtiger und volkstümlicher entfaltet habe. Der süddeutsche bürgerliche Patrizierssohn von Frankfurt erscheint Weitbrecht geistesmächtiger und überwältigender als der Heros von Weimar, dessen Bahnen ihm durch die Berührung und Vermählung mit dem Klassizismus der Antike verbogen dünken. Diese Auffassung wird von den Jugendwerken Goethes bis zum Faust in der Urschrift in Prosa durchgeführt. So sehr man auch prinzipiellen Widerspruch gegen eine Anschauung erheben muß, die einen Tasso, eine Iphigenie und den Dichter dieser beiden reichsten unvergänglichen Werke nie gerecht zu würdigen vermag, muß man doch zugestehen, daß Weitbrecht gerade durch seine Einseitigkeit den Charakter der Jugendzeit Goethes so glücklich beleuchtet hat, wie dies nur Wenigen vor ihm gelungen ist. Das macht die Lektüre des Buches zu einer Quelle mannigfacher Anregung, die uns mit immer tieferer Bewunderung des Dichters selbst erfüllt.

Goethes Tasso. Von Kuno Fischer. Dritte unveränderte Auflage. Heidelberg, Karl Winter. Gebunden 6 Mk.

„Doch Schönres find ich nicht, so lang ich wähle, Als in der schönen Form die schöne Seele." An dieses Dichterwort fühlt man sich erinnert, wenn man dem Eindruck von Kuno Fischers geistvollem Werke über Goethes Torquato Tasso gerecht werden will. Unter allen Interpreten Goethes ist Kuno Fischer wohl der genialste, den wir heute besitzen. Was uns die Lektüre so lieb macht, ist das warme, allem Großen, Schönen und Edlen offene Herz, das aus jeder Zeile redet. Die Sprache ist von einer wunderbar abgetönten Durchsichtigkeit und krystallhellen Klarheit. Obwohl dem Buche die gründlichsten historischen Forschungen und eingehende Quellenstudien über das Zeitalter des geschichtlichen Tasso und die Zeit der Gegenreformation in Italien zu Grunde liegen, ist es doch in hervorragender Weise geeignet, auch Frauen zu eifriger Lektüre empfohlen zu werden. Den Gehalt der Dichtung sucht Kuno Fischer zu heben in der Selbstdarstellung Goethes durch die Gestalten von Torquato Tasso und Antonio Montecatino. Wie einst Goethe seinem Werther nachrief: Sei ein Mann und folge mir nicht nach! so ruft er sich selbst durch den Mund Antonios zu: „Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst, Vergleiche dich, erkenne, was du bist." So wird das Individuelle in des Dichters Mund zum Allgemeinen und umgekehrt. Scheinbar weit auseinandergehende Leidenschaften bilden nur zwei Seiten einer und derselben Persönlichkeit.

Den anspruchsvollsten wie den schlichtesten Lesern wird dieses reife, schöne Buch Stunden der reinsten Freude gewähren, und während sie sich an diesen selbst wieder klassisch gewordenen Bildern erfreuen, wird ihre Seele wohl eine Ahnung davon durchzittern, was die Alten fühlten, wenn sie von dem Dichter sagten: numine afflatur [„er ist gotterfüllt"].

Heinrich Reuß

Eine Haeckelbiographie. Ernst Haeckel. Ein Lebensbild von Wilhelm Bölsche. Männer der Zeit VIII. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1900. 260 Seiten. 3, gebunden 3,60 Mk.

Wer Haeckel nur aus der Polemik von Freunden der Christlichen Welt kennen sollte, dem thut sich hier freilich eine andere Welt auf. Er erfährt zum mindesten die hervorragenden Verdienste des Mannes und erhält auch von Haeckels liebenswürdigem Wesen und seiner anziehenden Persönlichkeit ein schönes und gutes Bild. Bölsche freilich möchte mehr leisten. Will er auch nicht „die" Haeckelbiographie geschrieben haben, zu der, wie es scheint, ganz besondere Gaben und Kenntnisse gehören, so bietet er doch die breite Grundlage dazu durch seine ausführlich entworfene Milieuschilderung. Schon als Abriß einer Geschichte der Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert ist das Buch für uns Laien von großem Wert. Ohne nun Haeckel den hervorragenden Platz streitig machen zu wollen, den er in ihr nach Bölsches Meinung einnimmt, sähe man diesen doch in seinen Vergleichen Haeckels einmal mit dem „Heiland im Evangelium", ein andermal mit Goethe gern etwas sparsamer. Bölsche ist ein so guter Schriftsteller, er schreibt manchmal so wunderschön, daß man ihm wohl wünschen darf, er solle sich hie und da ein wenig mehr zusammennehmen. Kraftworte wie „eine dreckige Zeit", eine „scheußliche Reaktion" lassen sich eben so gut vermeiden wie gewisse Berliner Wendungen, die den Leser plötzlich ernüchtern. Auch der moderne Orakelstil, die aus zwei Worten bestehenden Sätze und Abschnitte, nach denen dem Autor die Luft auszugehen scheint, bilden keine Zierde des Buches. — Ist der Kampf gegen die Kirche Haeckels Idiosynkrasie, so läuft auch sein Schüler Sturm gegen das rote Tuch und deutet mit vielsagender Interpunktion und einer kleinen Grimasse jedesmal an, wenn gelacht werden soll. Wer nicht mitmacht, wie Virchow, wird natürlich auch nicht geschont. Lassen wir ihm nun die etwas kindliche Freude, Schritt für Schritt den lieben Gott aus der Rechnung ausgeschaltet und durch „realere Faktoren" ersetzt zu haben, so thut es Einem doch leid, zu sehen, welches Bild von Kirche und Christentum in den Köpfen der Naturforscher heute noch spukt. Daß es einmal zutraf, mag zugegeben werden; daß aber starke Strömungen innerhalb der religiös-christlich oder kirchlich gesinnten Kreise, die älter als ein Jahrzehnt sind, so beharrliche Nichtachtung von jener Seite trotz ihres Entgegenkommens erfahren, thut uns von Herzen leid und spricht nicht zu Gunsten der Naturforscher. Alles in Allem: Bölsches Buch ist höchst lesenswert und eine tüchtige Leistung. Man soll der Christlichen Welt nicht nachsagen, sie wisse die Bedeutung eines Haeckel nicht anzuerkennen, weil seine Theologie ihren Protest herausforderte.

Platzhoff

Der Kampf um die Welträtsel. Von Heinrich Schmidt (Jena). Bonn, Emil Strauß 1900. 64 S. — Jeder, der sich mit Haeckel und seinen Welträtseln beschäftigt, findet in dieser Schrift willkommene Litteraturangaben, auch einige interessante Zitate. Am interessantesten ist aber die Schrift durch ihre völlige Unfähigkeit, Haeckels Gegner zu verstehen und ihnen auch nur in der Wiedergabe ihrer Aeußerungen gerecht zu werden.

R

Kant contra Haeckel. Erkenntnistheorie gegen naturwissenschaftlichen Dogmatismus. Von Dr. Erich Adickes, Professor der Philosopie an der Universität Kiel. Berlin, Reuther und Reichard 1901. 129 S. 2 Mk. — Die beste und umfassendste der durch Haeckels Welträtsel hervorgerufenen Schriften. Für eine philosophische Erörterung sehr lesbar.

R

Eine grobe Unverschämtheit hat sich in diesen Tagen Herr Rudolf Düngelmann in Berlin erlaubt (Lankwitzstraße 9; Telegrammadresse Düngelmann-Berlin). Er stellt sich den Pfarrern im Lande als ehemaligen Theologen vor, der der Unterstützung dringend bedürftig ist, und ersucht sie von seinen vorteilhaften Lieferungsbedingungen Gebrauch zu machen, wenn sie ihren Bedarf an Büchern, Musikalien, Nähmaschinen für sich und ihre Gemeinde anschaffen wollen. Die beiden Bücher, die er vornehmlich empfiehlt, sind: Lebendige Worte, tägliches Andachtsbuch von S. Keller, und Knecht Ruprecht von Brausewetter, „das beste Kinderbuch Deutschlands." Daneben aber — und das ist die unerhörte Unverschämtheit — bietet er Transparent-Postkarten pikanten Inhalts an, in verschiedenen Serien. Es giebt nur einen Entschuldigungsgrund: daß der Mann hoffentlich nicht recht bei Sinnen ist.

R

Allerlei zum Jahresschluß. Unsere Inserate sind heute dem Registerbogen beigefügt, wir bitten sehr, sie nicht zu übersehen. Das Register enthält unter V eine Reihe von Berichtigungen und Ergänzungen, die zum Teil wichtig sind und auf die darum hiermit ausdrücklich aufmerksam gemacht sei.

Stimmen der Väter werden im neuen Jahrgang wieder öfter zu vernehmen sein. Licht von Osten wird vom Verfasser fortgesetzt werden.

Umfang und Preis der Zeitung bleiben trotz Nr. 25, 597 bis auf weiteres dieselben. Wir bitten sehr uns im fünfzehnten Jahrgang zu weiterer Ausbreitung zu helfen. In gebildeten Laienkreisen ist noch viel Raum für uns. Probenummern stehen jederzeit unentgeltlich zu Diensten; jede beliebige Nummer wird, soweit der Vorrat reicht, als solche abgegeben. Doch wird ausnahmsweise die nächste Nummer, also Nr. 1 des neuen Jahrgangs, nicht als Probenummer verschickt, d. h. nicht unentgeltlich geliefert, da sie unsern Abonnenten eine bescheidene Ueberraschung bringen soll.

Die vergriffene Nr. 41 ist uns von verschiedenen Seiten freundschaftlichst zur Verfügung gestellt worden. Die erste Not ward dadurch gestillt, doch sind weitere Exemplare noch immer dankbar willkommen.

Ein arges Versehen ist uns in Nr. 51 begegnet. Wir wollten noch in letzter Stunde bitten, auf Wunsch und gerne, für die Epileptischen in Bethel, für das Waisenhaus in Wolf an der Mosel, für die Los von Rom-Bewegung in Oesterreich, für Armenien und das notwendige Liebeswerk. Die Notiz kam nicht zum Abdruck. Vielleicht hat noch nach dem Fest Jemand eine gefüllte Kasse — oder nun erst recht — und schickt uns noch Etwas.

Da ich dies schreibe, stehen wir unmittelbar vor dem lieben Weihnachtsfest. Ernste Zeichen, unter denen wir Deutschen feiern: der Schiffbruch der „Gneisenau" mit Untergang und Rettung, und die Christbäume im fernen China. Ernster noch sind die mancherlei schmerzlichen Vorkommnisse im Innern, die uns allen in den letzten Wochen das Herz schwer machten. Gott schenke unserm Volke eine sichere Fahrt ins neue nun wirklich anbrechende Jahrhundert, seinen Verantwortlichen weise Gedanken und frommen Rat, dem ganzen Volke Ewigkeitsmut und Ewigkeitskräfte! Wir haben doch so viel empfangen von Seiner Hand: daß wir als treue Haushalter erfunden würden! Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit! R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.